Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 24 (1941)
Heft: 8

Rubrik: Feuilleton : heilige Jungfrauen [Teil 1]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

geistliche Herren stritten sich um ihre Vorteile und was sich zwischen Papst und Kaiser abspielte, das fand auch seinen Niederschlag in der Schweizergeschichte. Für die Freiheit kämpfte selten ein Gekrönter und es ist denn auch keineswegs reiner Altruismus, wenn Kaiser Friedrich II den Schwyzern im Jahre 1240 den ersten Freiheitsbrief ausstellte. Die Gewinnung der Schwyzer für seine Sache sicherte ihm den Zugang zum Gotthard, was für sein Unternehmen, die Städte Nord- und Mittelitaliens zur «Einheit des Reiches» zurückzuführen von Bedeutung war. Der erste Freiheitsbrief, den Friedrich II den Schwyzern ausstellte, datiert aus der Belagerung von Faenza und hat folgenden Wortlaut:

«Kaiser Friedrich II nimmt die sämtlichen Leute des Tales *Schwyz*, welche ihm durch Briefe und Boten ihre Ergebenheit kundgetan, unter seine und seines Reiches Fittige, als freie Leute, die allein auf ihn und das Reich Rücksicht zu nehmen haben, Zuflucht genommen und aus freien Stücken seine und des Reiches Herrschaft erwählt haben, in seinen und des Reiches besonderen Schutz, mit dem Versprechen, zu keiner Zeit zu gestatten, dass sie aus seiner und des Reiches Herrschaft und Hand veräussert oder entzogen werden, und ihnen stets ein gütiger Herr zu sein, so lange sie in der Treue gegen ihn und in seinen Diensten verharren».[1])

Als die Schwyzer «durch Briefe und Boten ihre Ergebenheit kundgetan» mussten sie wissen, was dieser Abfall von den Habsburgern — und damit vom Papst — zu bedeuten hatte. Bereits am 23. November, im dreizehnten Jahre seines Pontifikates, d. h. 1239, liess Gregor IX, Knecht der Knechte Gottes, wie er sich, in der in päpstlichen Bullen geläufigen Formel nennt, seine geliebten Söhne wissen, dass *«welche dem gegen den katholischen Glauben und die Kirchenfreiheit und die Braut Christi, unsere heilige Kirche Verderben bringenden Kaiser mit oder ohne Waffen Hülfe oder Vorschub leisteten, verstricken wir mit dem Bande der Excommunication».*[2]) Die Bulle scheint nur eine dürftige Wirkung gehabt zu haben, denn die musste im Jahre 1247 durch den Nachfolger Gregors, durch Papst Innocenz IV. auf dem heiligen Concilium zu Lyon erneuert werden und die Waldstätter erhielten zur selben Zeit durch die Vermittlung des Probstes von Oelenberg im Sundgau noch einen höchsteigenen Drohbrief folgenden Wortlautes:

«Papst Innocenz IV, beauftragt den Probst von Oelenberg, die Leute von Schwyz und Sarnen, die laut Mitteilung seines geliebten Sohnes, Graf Rudolf des älteren von Habsburg, von diesem, dem sie nach *erblichem Rechte* angehören, freventlich abgefallen sind und Friedrich, dem einstigen Kaiser, nach dem gegen ihn gefällten Excommunicationsurteil leichtfertig angehangen haben und, obwohl sie hernach ihm wieder Treue geschworen haben, sich doch wieder seiner Herrschaft entziehen und Friedrich beistehen, sofern sie innerhalb einer gewissen Frist nicht zur Einheit der Kirche und zum Gehorsam gegen den Grafen zurückkehren, mit Bann und Interdikt zu belegen, desgleichen die Leute der Stadt Luzern, wofern sie mit jenen verkehren und ebenfalls Friedrich anhangen.»[3])

Als am 13. Dezember 1250 Friedrich II starb, zerfiel sein Reich unter seinem Erben Konrad IV durch Abfall und Verrat, so dass die Waldleute wieder in die Abhängigkeit der Habsburger gerieten. Mit der innern Ueberzeugung, den Freiheitsbrief von Faenza bei sich bietender Gelegenheit wieder aus der Truhe hervorzunehmen, schickten sie sich vorläufig in ihr Los. Aengstlich und unablässig wachten die Leute der Waldstätte über ihren Freiheiten und die Möglichkeit, sie zu mehren. Was ihnen die Habsburger nicht geben wollten, das nahmen sie endlich mit Gewalt, indem sie die Vögte erschlugen oder aus dem Lande verjagten. Was die alten Eidgenossen im Bundesbrief von 1291 niederlegten, war nicht das Ergebnis einer Revolution, sondern lediglich die Erwahrung der erstrittenen und bereits verbrieften Rechte, die sie sich «in Anbetracht der Arglist der Zeit» zu nehmen geruhten. Die Männer der Waldstätte fühlten sich mündig, die Geschäfte des Landes selbst zu führen und vereinigten sich zum Bunde in der Absicht: Abwehr jedes äusseren Feindes, Schutz der Ordnung und des Rechtes im Innern und Förderung der gemeinsamen Wohlfahrt. (Oechsli)

Während die weltlichen Herren des Landes verjagt wurden, blieben aber die *geistlichen Herren.* Diese Letztern unterschieden sich von ihren weltlichen Widersachern weder in den Absichten noch in der Arglist, sondern lediglich durch die Kleidung und den Mitteln, mit denen sie ihr Ziel zu erreichen suchten. Beide, Adel und Kirche, kämpften um die Macht, um Reichtum und Ansehen. Es ist deshalb verständlich, dass die Kirchen und Klöster als legitime oder illegitime Erben der Verjagten auftraten und ihrerseits die Schätze sammelten, die man den andern vorenthielt. Es ist aber bezeichnend für den Freiheitsdrang der alten Eidgenossen, dass sie das noli me

[1]) **Oechsli,** W. Prof. Dr. Die Anfänge der schweizerischen Eidgenossenschaft. Zürich 1891; Reg. 91.

[2]) **Eisenschmid,** L. M.: Römisches Bullarium oder Auszüge der merkwürdigsten päpstlichen Bullen. Neustadt a. d. O. 1831, I. Bd. S. 37.

[3]) **Oechsli** a. a. O. Reg. 121.

Feuilleton.

Heilige Jungfrauen.

(Fortsetzung.) Später, als man überall Heilige witterte und dem betreffenden Namen stets ein S. voranstellte, machte man aus jenem Worte: S. Oracte und hieraus ward St. Oreste. — Wenig bekannt ist folgende Entstehungs = Vergehungsgeschichte eines Heiligen, welche von Mabillon in seiner Schrift «Iter Italicum» erwähnt und durch Aktenstücke, welche sich im Palazzo Barberini zu Rom befinden, als wirklich geschehen beglaubigt wird. Papst Urban VIII erhielt aus Spanien eine Bittschrift, des Inhaltes, er möge den Kultus eines soeben bekannt gewordenen Heiligen, welcher St. Vicar heisse, dadurch fördern, dass er den Verehrern einen gewissen Ablass bewillige. Obgleich man nicht verfehlte, diese Bitte durch klingende Münze zu unterstützen, so forderte der Papst doch nähere Auskunft über diesen ihm unbekannten neuen Bewohner des Olymp. Vielleicht hatte er die oben von uns zitierte Satire des Lucian gelesen und machte es, wie die Götter einst beschlossen und Zeus demgemäss dekretierte. Die Spanier übersandten demgemäss das schwere Bruchstück eines Steines, worauf man las: S. Viar. Sie wussten nicht, dass jenes S. der Schlussbuchstabe und Viar die Anfangbuchstaben eines Wortes waren. Als der Stein noch vollständig war, las man: Praefectus viarum, d. h. Wegeaufseher. Man hatte das abgebrochene Stück eines antik-römischen Denkmals übersandt.*)

*) Mabillon, ITER ITAL. I, 145.

Wir beschliessen diese für die römische Kirche bedeutsame Geschichte mit dem uralten Sprichwort der Hindu: Die Wahrheit sagt nur den Text, sie schreibt keinen Kommentar.

Wie würde es bei einer Prüfung der Dokumente dem St. Apollinaris oder St. Martina ergehen? Der erste ist ein Name, mit dem man den Apollo verdrängte, die letztere ein Name, um für Mars einen Ersatz zu liefern. Deshalb steht am Tempel der letzteren die Inschrift: Nachdem der Gott Mars aus diesem Tempel ausgetrieben ward, hat die Jungfrau Martina, die als Märtyrerin gekrönte, denselben inne.

Namen, nichts als Namen! Das gilt von den meisten derjenigen Bewohnerinnen des römisch-katholischen Olymp, welche diesen Wohnsitz vom dritten bis fünften Jahrhundert erlangten. Zum Teil haben sie nie existiert, sind Schöpfungen der absichtlich oder unabsichtlich dichtenden Sage, zum Teil ist das sie umhüllende Sagengespinnst so verworren, dass auch hier dem Forscher nur ein Name bleibt. Jenem bussfertigen Weibe, von dem Lukas, Kap. 7, erzählt, gab man den Namen M a g d a l e n a, liess sie nach Frankreich wandern und dort in einer Höhle bei Arles als Büsserin leben. Die Franzosen erkoren sie als Schutzpatronin ihres Landes und mochten dazu Grund haben. Die Kunst malte ihr Bild, welches freilich nicht zur Vorstellung einer Büsserin passt und auf das Gegenteil einer solchen schliessen lässt. Als Seitenstück besitzt die römische Kirche die ägyptische M a r i a, gleichfalls nur ein Name, aber diese Büsserin hat z. B. in Neapel ein Kirche, von der eine Strasse benannt wird. Die Gebeine der Magdalena wurden im achten Jahrhundert «entdeckt», das mythische Grab der ägyptischen Maria war lange ein

tangere der geistlichen Macht so wenig berücksichtigten, wie sie zu gegebener Stunde vor den Habsburgern katzbuckelten. So wenig sie der Bann abschreckte, mit Friedrich gemeinsame Sache zu machen, so wenig liessen sie sich von der Kirche das Fell über die Ohren ziehen.

Die heute als Vorbild dozierte «Gottesfurcht» der Waldstätter lässt sich z. B. mit den Streitigkeiten, die die Schwyzer mit dem unter der Kastvogtei der Habsburger stehenden Kloster Einsiedeln hatten, treffend illustrieren. «Wie man aus einem von den Konventualen sorgfälitg geführten Klagerodel aus dem Jahre 1311 entnehmen kann, wurden die Beeinträchtigungen des Klostergebietes durch die Schwyzer von Jahr zu Jahr unleidlicher. Sie nahmen dem Stifte Güter weg, auf die sie früher nie Anspruch erhoben hatten. In Scharen durchzogen sie die Einsiedler Landschaft und begingen an den Gotteshausleuten Raub und Totschlag.»[4]) Noch besser wird die vorbildliche Gottesfurcht von dem Klosterschulmeister Rudolf von Radegg geschildert, der den Ueberfall der Schwyzer vom 6.—7. Januar 1314 beschreibt.

«Es gibt ein Volk, das kein Volk ist, Menschen die nicht Menschen genannt werden können, sondern wilde Tiere. Es bewohnt das Tal, dessen Namen *Schwiz* sein soll; von da soll das Volk der Schwyzer geschnitzt sein. Verhärtet mit Schlechtem ist dieses Volk bis zur Verdammnis, denn Gott selbst hat es aufgegeben. Es ist verkehrt, schlecht, schlechter, am schlechtesten; dieses Volk wird geschont, auf dass es hernach gehäufte Uebel erdulde. Es ist böse, weil es nimmt, was nicht sein ist, und verdient es deshalb, auch das Seinige zu verlieren. Es führt wilde Kriege, immer dürstet es nach Blut, es verwirft das Gute und pflegt alles Böse. Dieses Volk sucht jenes Kloster (Einsiedeln) zu befehden; das wird das Ende seines Gedeihens sein. Es misshandelt die Leute, es fügt den Brüdern des Klosters viel Böses zu. Es hat den Brüdern manche gewinnreiche Grundstücke jenes Gotteshauses mit seinen Streitkräften entrissen. Es sucht so die Brüder des Unterhaltes zu berauben, und was es nicht verwüstet, das schneidet es mit behender Sichel ab. Aber der Abt, obgleich unkriegerisch, hat ihnen doch widerstanden, indem er sich rüstete, das kanonische und gesetzliche Recht zu suchen. Erst lädt er sie vor, dann excommuniziert er sie und schleudert auf sie alle Blitze des Fluches. Zuletzt ächtet er sie; dieser Streit schwingt die Waffen und noch soll kein gewisses Ende desselben abzusehen sein. Diese schreckt kein Urteil, keine Acht[5])

Das waren die Eidgenossen der Waldstätte, im Jahre 1314, also 23 Jahre nachdem sie im Namen Gottes den Bund geschlossen haben- Es waren keine Gottlosen, es waren keine Kommunisten, wie in Spanien, in Russland usw. Es waren Christen, wenn auch ganz anderer Art als jene, die heute der starken Hand rufen, die im Ständestaat ihr Heil erblicken.

Wir wollen frei sein wie die Väter waren. Wir ertragen das anmassende Kirchentum so wenig, wie es unsere Vorfahren ertragen haben. Wir anerkennen nur die geistige *Freiheit, niemals aber eine katholische Freiheit.*

Wir schliessen unsere Augustbetrachtung mit einem Worte, das Bundespräsident Dr. Emil Welti anlässlich der 600-Jahrfeier auf dem Festplatz in Schwyz aussprach:

«Das Manneswort hat eine Republik gegründet, der Manneswert erhält sie.

Darum so bedenke, o Volk der Eidgenossen, dass in den Tagen, in denen über deine höchsten Güter die Entscheidung fällt, sich alle Sünden und Mängel rächen werden, die du in der Erziehung deiner Jugend und in der Ordnung der Verwaltung und des Staatswesens begehst.

Mit flammender Schrift gibt die Vergangenheit davon Zeugnis. *Sind nicht drei Jahrhunderte unserer Geschichte mit dem Bürgerblute der Religionskriege befleckt?»*

Leox.

[4]) **Dierauer**, Johannes: Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Stuttgart 1924, I. Bd. S. 105.

[5]) Oechsli: a. a. O., Reg. 529.

Gottfried Kellers Weltanschauung.

Seine Stellung zu den Ideen von Gott und Unsterblichkeit, zu Religion und Kirche.

Von Ernst Akert.

(3. Fortsetzung.)

Bei der Konfirmation führte der Pfarrer Himmel und Hölle an uns vorüber, berichtet der «Grüne Heinrich» weiter. Seine Rede war kunstvoll aufgebaut und mit steigender Spannung auf den einen Moment hingerichtet, welcher die ganze Gemeinde erschüttern sollte, den Moment, wo wir ein lautes und feierliches Ja aussprechen mussten. Ich hörte nicht auf den Sinn seiner Worte und flüsterte ein Ja mit, ohne die Frage deutlich verstanden zu haben. Es durchfuhr mich ein Schauer und ich zitterte einen Augenblick lang, ohne dass ich dieser Bewegung Herr werden konnte. Sie war eine dunkle Mischung von unwillkürlicher Hingabe an die allgemeine Rührung und von einem tiefen Schrecken, welcher mich

---

Wallfahrtsort. Die heilige Barbara, welche gegen den Blitz schützt, ist ein Name, ebenso die heilige Apollonia, welche deshalb gegen Zahnweh hilft, weil der römische Richter dieser angeblichen Märtyrerin durch einen Faustschlag einige Zähne ausschlug, ebenso die heilige Lucia, berühmte Beschützerin von Syrakus, welche wider Augenleiden angerufen wird, weil sie einem Jüngling, der ihre Augen schön fand, letztere auf einem Teller übersandte. In Süditalien und Sicilien hat sie viele Kirchen, gab dem Fischerquartier in Neapel seinen Namen und macht in ihrer Kirche eine bei jetzigen schlechten Zeiten berechtigte Reklame, indem man an der Tür ihrer Kirche zwei Augen und vor der Tür ihre mit Voten behangene Statue erblickt. Auf Ischia ist S. Restitua die waltende Schutzgöttin, hat daselbst eine sofort nach dem Erdbeben restaurierte Kirche mit ihrer Statue und neben der Kirche sieht man den Mühlstein, auf dem ihr Wunderleichnam von Afrika übers Meer geschwommen kam. Alljährlich im Mai ist in Ischia Freude und Jubel, wenn das Fest der grossen Beschützerin erscheint, deren Kultus unter dem Erdbeben nicht zu leiden hatte. In Neapel hat diese Heilige eine der ältesten Kirchen inne und vor derselben sind ihre Reliquien, die man von Ischia aus vor vielen Jahrhunderten dorthin brachte, wo man sie vor einigen Jahren wieder «entdeckte».

Am 5. September 1092 weihte Papst Urban II die Kirche des Benediktinerklosters Trinità della Cava unter Beisein vieler Fürsten und Kardinäle, bereicherte dieselbe mit vielen Privilegien und schenkte ihr den Schädel der heiligen **Felicitas**. In demselben Jahre stellte sich das Kloster unter Spezialprotektion dieser mystischen Heiligen und verharrt in diesem Schutz bis auf den heutigen Tag. Bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts gaben die Einwohner des Städtleins Cava dieser Santa jährlich fünfundzwanzig Dukaten[1]). Alljährlich am 10. Juli wird das Fest der Heiligen glänzend gefeiert und dann trägt man eine Silberbüste, in welcher das Haupt der Heiligen sich befindet, in feierlicher Prozession, an der sich Tausende aus der Umgegend beteiligen. — Das Fest des Jahres 1890 war grossartig. Die sixtinische Kapelle war aus Rom gekommen und führte ein Konzert in der Kirche auf, der Abt des Klosters zelebrierte die Messe, die Prozession ward von Glockengeläute und Kanonenschiessen begleitet und eine Schauspielergruppe aus Neapel führte ein von einem Mönch verfasstes Drama auf, welches Leben und Märtyrertum der Felicitas darstellte. Im Freien spielte Regimentsmusik, in der Nacht prasselte Feuerwerk, eine Festpracht, welche die Erinnerung an die einstige Glanzzeit jenes Klosters zurückrief. Im Jahre 1802 war im Kloster Feuer ausgebrochen, welches augenblicklich erlosch, als der Abt das Haupt der St. Felicitas herbeibrachte. Trotz dieser schönen Dinge ist Felicitas nur ein Name und die Erzählung von ihrer mit Raffinement ausgesonnenen Marter nur eine Erfindung.

Als man im Jahre 1730 im Kloster Trinità della Cava einen neuen Saal baute, fand man ein grosses Gefäss, angefüllt mit heiligem Oel der St. Justina, dort 150 Jahre eingegraben, um als Schutzmittel zu dienen. Der damalige Abt liess ein grösseres Gefäss anfertigen und dasselbe, mit dem Oel abgefüllt aufs neue vergraben. Trotz Felicitas und Justina sind doch die reichen Güter dieses Klo-

[1]) P. Guillaume, Essai historique sur l'Abbaye de Cava.

über dem Gedanken ergriff, dass ich so jung noch und unerfahren, doch einer so uralten Meinung und einer gewaltigen Gemeinschaft, von der ich ein unbedeutendes Teilchen war, abgefallen gegenüberstand.

Am Weihnachtsmorgen mussten wir wieder in vereintem Zuge zur Kirche gehen, um das Abendmahl zu nehmen. Ich war schon in der Frühe guter Laune; noch ein paar Stunden und ich sollte frei sein von allem geistigen Zwange, frei wie der Vogel in der Luft! Ich fühlte mich daher mild und versöhnlich gestimmt und ging zur Kirche, wie man zum letzten Mal in eine Gesellschaft geht, mit welcher man nichts gemein hat, daher der Abschied aufgeräumt und höflich ist.

Die Vorliebe meines Vaters für die Festtage hatte sich auf mich vererbt, heisst es im «Grünen Heinrich» weiter. Wenn ich an einem Pfingstmorgen auf einem Berge stehe in der kristallklaren Luft, so ist mir das Glockengeläute in der fernen Tiefe die allerschönste Musik und ich habe schon oft darüber spintisiert, durch welchen Gebrauch bei einer allfälligen Abschaffung des Kirchentums das schöne Geläute wohl erhalten werden dürfte.

Das ist, wie schon erwähnt, die *dichterische* Darstellung von Gottfried Kellers geistiger Entwicklung. Diese dichterische Darstellung geht weit über die Wirklichkeit hinaus, die sicher nicht von so komplizierten theologischen Erwägungen und Reflexionen erfüllt ist.

Das beweisen schon die weitern biographischen Notizen, die uns aus Kellers Leben, aus der Zeit nach der Konfirmation, d. h. aus der Zeit des 16—20jährigen Kellers überliefert sind.

Trotzdem er nun nach der Konfirmation frei war von jedem geistlichen Zwang, frei wie der Vogel in der Luft, so verliess ihn das Grübeln über das religiöse Problem doch nicht. Er war noch lange nicht abgeklärt, seine Anschauungen waren noch nicht gefestigt. Er war in dieser Periode als 16—20jähriger junger Mensch tatsächlich noch ein Gottsucher, er suchte zurechtzukommen mit seinen Vorstellungen von Gott, die mit den kirchlichen bereits in Disharmonie standen.

Aus einem Schmöcker, dem damals in vier Bänden erschienenen Buche von Karl von Eckartshausen, betitelt «Aufschlüsse zur Magie aus geprüften Erfahrungen über verborgene philosophische Wissenschaften und verdeckte Geheimnisse der Natur» notierte sich Gottfried Keller folgende Sätze in sein Skizzenbuch, die die Unklarheit des jungen Pantheisten dartun.

«Alles lebt in der Natur, nichts ist tot. Was wir Tod nennen, ist Uebergang zum Leben. Ein totes Wesen ist etwas Unmögliches in der Natur — ein Unding gröbster Art. Jedes Geschöpf hat sein Leben, nur wirken die Lebenskräfte verschieden und dies hängt von den Bestandteilen der Körper und der Art ihrer Zusammensetzung ab. Alles ist zu seiner Vollkommenheit, alles zu seiner Bestimmung. Durch unendliche Bande ist alles in der Natur verschlungen. Körper zerstören sich, aber sie vernichten sich nicht, sie verändern nur ihre Formen.»

Ermatinger glaubt, dass Keller damals «wohl die Dogmatik, nicht aber die Religion an sich preisgegeben habe. Er habe den Gottes- und Unsterblichkeitsglauben des Christentums und den tief sittlichen Gehalt aller Religion festgehalten.»

Was Ermatinger hier vorbringt, ist so etwas wie eine Beanspruchung des jungen Kellers für das Christentum, wenigstens für sein damaliges Alter.

Was sich Ermatinger unter dem Gottesglauben des Christentums denkt und unter dem tief sittlichen Gehalt aller Religion, das hätte er wohl noch näher zu bestimmen. Von beiden war jedenfalls bei Keller sehr wenig mehr vorhanden.

Dass der 18jährige Keller, wie er in einem Aufsatze «Autobiographisches» erwähnt, religionsphilosophische Aufsätze in ein Schreibheft eingetragen und gesammelt habe, ist sicher keine weltbewegende Sache. Ein solcher Aufsatz erzählt von einer auf dem Uetliberg zugebrachten Nacht und dem Betrachten des Sonnenaufganges; dies wird in Traumform dargestellt: der Berg wandelt sich in einen flammenden Altar mit einer geheimnisvollen Lichterscheinung — eben die Sonne — «die alle Völker verehren». Diese angeblich von allen Völkern verehrte Lichterscheinung soll ihn bestärkt haben im Glauben an Gott. Er soll in diesem Schüleraufsatz gegen die Rotte der kurzsichtigen Freigeister und Gottesleugner geeifert haben, die den Gang des Weltenlaufes, des Lebens allein den verschiedenen Kräften zuschreiben, die in der Natur wirken. «Das Dasein eines Schöpfers zu leugnen, sei grösserer Unsinn, als der finsterste Aberglaube» soll Gottfried gesagt haben.

Warum soll der 18jährige Knabe nicht solchen Unsinn von sich gegeben haben? Aeltere Leute mit Universitätsbildung und grosser Autorität als Kapazitäten ersten Ranges haben ja das Gleiche mehr als nötig auch vorgetragen. Wichtig an diesem ganzen Entwicklungsgange ist uns das, dass Keller sich in jungen Jahren soweit vom Christentum losgelöst hat, dass er sich von allem Dogmatischen frei machte, Pantheist wurde. Ermatinger gibt sich Mühe, die Art des Gottesglaubens des 18jährigen Keller noch besonders zu bestimmen und meint, «Gott werde aus seinen Werken in der Natur bewiesen und erkannt. (!) Der Gottesglaube Kellers sei aber nicht rationalistisch wie der des 18. Jahrhunderts, sondern romantisch-gefühlsmäs-

---

sters eingezogen und der Abt, welcher einst Fürsten an Rang gleichstand, ist jetzt nichts mehr, als ein einfacher Mönch. Man rühmt die Benediktiner wegen ihrer Gelehrsamkeit, aber letztere ging doch nicht so weit, dass jene die Geschichte der Königstochter Justina, die von Prosdocismus, einem Schüler Petri, in Padua getauft sein soll, für eine Erfindung erklärten. St. Patricia und St. Domenica haben eine rein lokale Bedeutung, erstere in Neapel, letztere in Tropea, einer am Meeresufer herrlich gelegenen Stadt Calabriens. St. Patrizia ist eine halb vergessene, St. Domenica aber eine noch immer hoch verehrte Heilige, zugleich die Schutzpatronin von Torpea, wo sie angeblich geboren ist, weshalb sie auch für diese Stadt eine besondere Vorliebe behielt, wie St. Agatha für Catania. Beim Jahresfest der St. Domenica findet die Prüfung der Seminaristen im Beisein der Vornehmen des Ortes statt, dazu Pontifikalmesse ,Prozession, Feuerwerk, alles auf Kosten der Stadtkasse. Patrizia war früher eine grosse Heilige, wie eine Chronik lehrt.

Die älteste Chronik Neapels ist die von Villano, der alle Quellen benutzt und seinen Bericht mit den Begebenheiten des Jahres 1382 schliesst. Er erzählt eine Menge von Wundergeschichten in Hinsicht des Schutzes der Heiligen, von St. Patrizia, die zu Konstantins Zeiten einen heiligen Kreuzesnagel brachte, von St. Paolo, der gegen die Sarazenen half, nur von den Wundern des St. Gennaro ist keine Rede. Jene Patrizia ist ebenfalls nur ein Name, obgleich ihre Lobredner bis auf den heutigen Tag genau wissen, dass sie die Enkelin des Konstantin war, das Gelübde der Jungfrauenschaft abgelegt hatte und auf einer Reise in Neapel landete, wo ihre Kirche, ihr Kloster und ihre Reliquien sich bis heute befinden. Ihre Reliquien und ihr Wundergrab ersetzten in Neapel das ein Altertum berühmte Grab der Sirene Parthenope, welche ihren Kultus und ein mit Fakellauf verbundenes Fest hatte . . . .

Auch das heutige Griechenland hat seine heiligen Jungfrauen, und als beneidenswert gelten solche Orte, welche Reliquien derselben als Unterpfand der Obhut solcher Halbgöttinnen besitzen. Auf der Insel Zakynthos ist St. Marina Heilerin des Irrsinns, der stets als Zustand der Besessenheit aufgefasst wird, wie in Süditalien. Sie ist auch Beschützerin des weiblichen Lebens und wird von Mädchen und Ehefrauen angerufen. Sie berührt sich also mit der Arthemis, der Aphrodite und der heutigen Madonna, welche die Griechen stets Panagia (Allheilige) nennen. Zakynthos besitzt Reliquien der heiligen Sophia, deren Obhut die kleinen Kinder anvertraut sind.

(Schluss folgt.)

* * *

Das Zeichen des Kreuzes.

«Der Bischof von Madrid hat für die Kinder der Vorstädte Madrids, deren religiöse Erziehung praktisch durch den Krieg nicht existierte, Einführungskurse in den Katechismus organisiert.

So kam es, dass in einer einzigen Kirchgemeinde, in Puente Vallecas, 10.000 Kinder nicht getauft waren. 70 % der Kinder dieses Quartiers haben ihre erste Kommunion nicht erhalten, 80 % verstehen nicht das Zeichen des Kreuzes zu machen, 92 % können das Kredo nicht aufsagen und 76 % können sogar nicht einmal das Vaterunser. Unter den Erwachsenen sterben 89 % ohne die letzten Sakramente erhalten zu haben.» Paris-Soir, No. 6304, 22. Dez. 40.